halten bezüglich des Rechtes, ihre Gesandtschaften zu beschützen und die nöthigen Vorkehrungen dazu zu treffen, um jederzeit zu denselben gelangen zu können. Die Antwort erklärt schließlich, der Präsident nehme an, daß Frankreich und die anderen Mächte in den von Amerika gemachten Vorbehalten kein Hinderniß für die Eröffnung von Verhandlungen auf den vorgeschlagenen Grundlagen erblicken, und er hoffe, daß solche bald eingeleitet werden.

Der Krieg in Südafrika.

-y. Der Guerillakrieg, der den Engländern an allen Enden zu schaffen macht, hat wieder einmal einen

Erfolg der Boeren

gezeitigt. Wir berichteten schon, daß bei Kapmuiden, also bei einer der letzten Stationen der Delagoabahn in der Nähe der portugiesischen Grenze, die Boeren einen Bahnzug zum Entgleisen brachten und der Bedienungsmannschaft sowohl als den zur Hilfe herbeieilenden Engländern, wie Lord Roberts selbst telegraphirt, schwere Verluste zufügten. Derartige Schläge werden ja das Gesammtresultat des Feldzuges nicht ändern, aber sie zeigen doch, daß die Kraft der Boeren noch keineswegs gebrochen ist, daß die Engländer das „occupirte" Terrain noch keineswegs beherrschen und daß die britischen Officiere noch keineswegs von der ihnen angeborenen blind und blöd draufloßgehenden Unvorsichtigkeit curirt sind.

Auch bei Krügersdorp, nicht weit westlich von Johannesburg, haben die Engländer unter General Barton noch Kämpfe zu bestehen, ein erneuter Beweis dafür, daß der „Aufruhr" noch überall gährt.

General Buller

soll am 1. October noch ein Rencontre mit den Boeren bei Krügerspost, nördlich von Lydenburg, gehabt, worüber uns berichtet wird:

* **London,** 11. October. Dem „Reuter'schen Bureau" wird aus Lydenburg vom 2. October gemeldet: Die Boeren beschossen gestern Morgen von 6 bis 7 Uhr das Lager Buller's bei Krügerspost; die britischen Truppen hatten nur wenig Verluste. Eine Abtheilung von 200 Mann Cavallerie verließ das Lager, um die Kanonen der Boeren zu nehmen. Sie ritt 4 Stunden lang nach dem Hügel, wo die Boeren ihre Stellung inne hatten; doch als sie dort ankamen, fanden sie die Boeren und deren Kanonen nicht mehr vor. (Wiederholt und berichtigt.)

Solch' vergebliche Ritte wird Buller im Norden von Lydenburg häufig haben machen müssen. Die Boeren haben ihm überall aufs Heftigste zugesetzt, er vermochte gegen sie nichts, auch rein gar nichts auszurichten, und zog es, nachdem er den Feind eine Zeit lang „in wilder Flucht vor sich hergejagt", schließlich vor, über Lydenburg (am 6.) nach der Delagoabahn zurückzukehren, um nicht noch zuletzt von seiner Verproviantirungsbasis abgeschnitten zu werden.

So kann sich noch Manches ereignen. . . .

Krüger's Geburtstag: 12 Monate Krieg; Englische Mißerfolge.

Aus London, 10. October, wird uns geschrieben: Heute ist der 75. Geburtstag des Präsidenten Krüger und gleichzeitig der Jahrestag der Uebersendung des Ultimatums seitens der beiden Präsidenten an die englische Regierung. Die gesammte englische Presse ergeht sich in weitschweifigen Betrachtungen über das verflossene Kriegsjahr und, soweit die Jingo- und Khakiblätter in Betracht kommen, in vielfach geradezu widerlichen Strafpredigten und bombastischen Anklagen gegen den bösen Oom Paul Krüger, „der durch sein obstinates und selbstsüchtiges Verhalten eine riesige Blutschuld auf sich geladen und die beiden südafrikanischen Republiken zu Grunde gerichtet hat". — Es ist natürlich das Bequemste, die Schuld auf Andere zu wälzen und dadurch vielleicht die eigenen Gewissensbisse zu beruhigen oder zu betäuben. — Die meisten Londoner Blätter nehmen sich die Mühe, den Inhalt des Boeren-Ultimatums zu recapituliren und von Neuem mit englischer Bulldogg-Verbissenheit durchzuhecheln. England wird es eben dem Präsidenten Krüger niemals verzeihen, daß er damals John Bull die Maske vom Gesichte riß und den mit denkbar größter Unverfrorenheit in Scene gesetzten baltischen Rüstungen durch sein Ultimatum, das den hochmüthigen Briten wie ein Peitschenhieb traf, und zwar sehr zur Unzeit, zuvorkam.

Mit einer wahren Wollust und mit nachsichtigem Behagen wird also heute der arme, besiegte Ohm Paul von der Presse Englands in einer Weise ab- und aufgeschlachtet, die einem Kannibalenstamme Ehre machen würde, der soeben mit reicher Beute siegreich aus blutigem Kampfe mit einem Rivalenvolke hervorgegangen ist. Schön und empfehlenswerth ist dieses wüste, frohlockende Indianergeheul sicherlich nicht, und außerdem wird es noch durch einige wenig erfreuliche Nachrichten vom Kriegsschauplatze in gewissem Grade Lügen gestraft. General De Wet und seine „Banditen" sollen allerdings wieder einmal aufgerieben, decimirt, zersprengt und völlig entmuthigt worden sein, und zwar in der Nähe von Vredefort im Freistaat, aber die Boeren, 1000 Mann mit fünf Kanonen, die angeblich „thoroughly demoralised", vollständig demoralisirt, auseinandergestoben und geflohen sind, haben sich natürlich einfach vor der zwanzigfachen Uebermacht der Engländer unter De Lisle zurückgezogen, ohne ein einziges Geschütz in den Händen des Feindes zu lassen, so daß der britische Triumph wohl wieder einmal ein recht imaginärer gewesen sein dürfte. — Andererseits haben die Freistaatler in aller Seelenruhe die Orte Wepener, Rouxville und Ficksburg besetzt, die vor Kurzem von den Engländern wieder geräumt worden waren, weil man im Hauptquartier deren fernere Occupation nicht mehr für erforderlich hielt. (Sie sollen nun wieder in den Händen der Engländer sein. D. Red.) Das Erstaunen der englischen Verwaltungsbeamten an diesen Plätzen muß allerdings groß gewesen sein, als wie vom Himmel geschneit, einige reguläre Boerencommandos anrückten, Alles mit Beschlag belegten und die Flagge des Freistaats auf den Stadthallen hißten, nachdem man sich längst in vollständiger Sicherheit gewiegt und den ganzen Bezirk als vom Feinde gesäubert betrachtet hatte. Das Räthsel für die Engländer ist immer wieder: „Woher kommen diese verflixten Boerencommandos? Wir haben sie doch längst alle in die Winde zerstreut oder geschmettert." — Heute kommt nun noch ein Telegramm von Südafrika, welches die stolze Meldung macht, daß „General Kundle bereits die Umzingelung dieser frechen Marodenbanden in dem betreffenden Bezirke in Scene gesetzt hat, und daß es für dieselben schon kein Entkommen mehr giebt, es sei denn über die Basutogrenze, wo natürlich die Basutoneger schwer gewaffnet und kampfbereit auf den Moment lauern, wo sie über ihre alten Feinde, die Boeren, herfallen und ihr Mäthchen an denselben kühlen können." — Bereits früher sind derartige Meldungen in ähnlichen Fällen nach England gemacht, und nachher durch den Gang der Ereignisse Lügen gestraft worden. — Ein Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, daß es zum Mindesten eine langwierige und umfangreiche Operation sein muß, mittels derer diese prompte „Umzingelung" perfect gemacht werden könnte. Wepener liegt ca. 110 engl. Meilen in gerader Luftlinie und 150 Wegmeilen von Ficksburg entfernt, Senekal ca. 60 Meilen von Rouxville, während es von Rouxville bis Ficksburg 160 Meilen sind. Dieser Landcomplex wird also nicht gut von heute auf morgen zu umzingeln sein, und inzwischen bleibt das für die Engländer beschämende Factum bestehe, daß dieser Distrikt im Osten und Südosten des Freistaates mehrere Male unter schweren Verlusten an Mannschaften, Zeit und Geld „gesäubert" wurde, und doch noch heute in dieser Weise von den Boeren regulär occupirt und beherrscht werden kann. Schlagendere Beweise für die Hinfälligkeit der beliebten englischen Theorie, daß der eigentliche Krieg längst vorbei ist und die noch fechtenden Boeren nichts als Marodeure sind, können gar nicht erbracht werden, und wenn Lord Roberts seiner Zeit sofort nach der Einnahme von Bloemfontein, wie von verständigen Leuten erwartet wurde, von genanntem Orte bis zur Basutogrenze einen dichten Truppencordon gezogen und in gehöriger Stärke erhalten hätte, so würden die seit Monaten andauernden, unendlich ermüdenden und, wie Figura zeigt, undankbaren Operationen im Südosten von Anbeginn erfolgreicher und in ihren Resultaten nachhaltiger gewesen sein. — Aber damals mußte Lord Roberts mehr darauf bedacht sein, im Interesse der englischen Actionäre die Gold- und Diamantengruben des Johannesburg-Districtes so schnell als möglich zu sichern, obwohl dieselben in ihrer Existenz niemals von der Transvaalregierung bedroht waren. Das Märchen von der beabsichtigten Zerstörung der Minen gehört zu den unzähligen officiellen Lügen dieses Raubkrieges, und war ein von der Londoner Stock-Exchange geschickt und frech lancirte Ente. — „Der Krieg der Lüge" wurde der südafrikanische Feldzug sehr treffend von einem radicalen Politiker in voriger Woche genannt, und schwerlich ist jemals in der Weltgeschichte ein derartiges officielles und officiöses Verbrechen und Entstellen der Wahrheit, ein solch' kolossales Lügensystem eines civilisirten Volkes und seiner Regierung dagewesen, als wie es in diesen letzten zwölf Monaden auf englischer Seite zu Tage tritt. Wie der Herr, so das System, und nicht nur die englische Parlamentswahl, sondern anscheinend die ganze officielle Moral Englands ist „verkhamberlaint".

Politische Tagesschau.

* **Leipzig,** 12. October.

Wieder einmal werden in verschiedenen Blättern Angaben über den Tag gemacht, an dem der **Reichstag** werde einberufen werden, wieder einmal sind diese Angaben verschieden und wieder einmal wird voraussichtlich morgen von officiöser Seite versichert, daß ein Beschluß über den Einberufungstag noch nicht vorliege. Dann wird abermals gefragt werden, warum ein solcher Beschluß noch nicht gefaßt sei, und zu der Fülle von Gerüchten über die Ursache der Verzögerung wird eine Menge von neuen Gerüchten kommen, die sicherlich nicht dazu beitragen werden, die Ungeduld der nach parlamentarischen Emotionen lüsternen Leser zu beschwichtigen. Es wäre daher zu wünschen, daß endlich von berufener Seite ein aufklärendes Wort gesagt würde. Jüngst war von anscheinend officiöser Seite behauptet worden, die Nichteinberufung des Reichstags im Sommer sei im ausdrücklichem Einvernehmen mit den Führern der großen parlamentarischen Gruppen erfolgt. Die Folge dieser Behauptung ist, daß heute die „Nat.-Lib. Corr." erklärt, von einem derartigen Einvernehmen sei der Führung der nationalliberalen Fraction des Reichstags nichts bekannt, und daß die „Germania" sich folgendermaßen vernehmen läßt:

„Wir können mit aller Bestimmtheit erklären, daß mit den Führern des Centrums über eine Einberufung des Reichstags aus Anlaß der chinesischen Wirren und der dadurch verursachten Aufgaben aber aus einem anderen Anlasse nicht verhandelt worden ist, weder mündlich, noch schriftlich. Die Führer des Centrums würden, wie wir ebenso bestimmt erklären können, es sonst nicht unterlassen haben, sich mit allem Ernst und Nachdruck für die sofortige Berufung des Reichstages auszusprechen. Da aber die „N. A. Nachr." sich ihren Lesern gegenüber nicht nur als ein officiöses, sogar in die angeblichen Verhandlungen der Regierung mit den „Führern der großen parlamentarischen Gruppen" besonders eingeweihtes Blatt aufspielen, so fordern wir sie hiermit öffentlich zu einer Erklärung darüber auf, 1) ob überhaupt mit Führern des Centrums über die Nichteinberufung des Reichstags seitens der Regierung verhandelt worden und ob mit denselben ein von ihr behauptetes Einvernehmen über die Nichteinberufung des Reichstags erfolgt ist; 2) eventuell welche Führer des Centrums zu diese Verhandlungen eingezogen worden sind und ihr Einvernehmen kundgegeben haben."

Nun hat es ja nicht viel auf sich, wenn die Führer maßgebender Fractionen für die Verzögerung der Einberufung nicht mit verantwortlich gemacht sein wollen, oder wenn ein Streit über die Personen entsteht, die angeblich für die Nichteinberufung sich erklärt haben. Aber nicht ganz gleichgiltig kann es für die Regierung sein, wenn Gerüchte über Uneinigkeit in ihrem Lager verbreitet und zur Erregung einer Mißstimmung ausgenützt werden. So hatte d. T. ein Hamburger Blatt gemeldet, nach seinen Informationen habe i. J. in den betheiligten Regierungsstellen keineswegs Einhelligkeit der Meinungen darüber geherrscht, ob die Einberufung erforderlich sei oder nicht. Wenn die schleunige Berufung des Reichstages trotzdem unterblieben sei, so sei das auf persönliches Betreiben des Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe zurückzuführen, der die Berufung im Sommer nahezu gefunden habe, sowie unrathsam, weil der Kaiser abwesend sei und man außerdem zu fürchten habe, daß die kurz vorher in Wilhelmshaven gehaltenen Reden über die deutsche Politik wahrscheinlich im Reichstage von freisinniger und socialdemokratischer Seite zum Gegenstande mißliebiger Angriffe gemacht werden würden. Dem gegenüber behauptet nun das in Hagen erscheinende „Westf. Tagebl.":

„Wir können auf Grund von Mittheilungen, die uns von durchaus zuständiger Seite geworden sind, mit Bestimmtheit behaupten, daß man in den betheiligten Regierungsstellen einstimmig der Meinung war, daß eine Einberufung des Reichstages sehr opportun sei, daß aber der Kaiser sich entschieden geweigert habe, diesen Schritt zu thun. Die Nachricht des Hamburger Blattes von Meinungsverschiedenheiten in Regierungskreisen und von dem Eingreifen des Reichskanzlers ist demnach unzutreffend. Was den Kaiser zu seiner Weigerung bewogen hat, entzieht sich selbstverständlich unserer Beurtheilung, jedenfalls ist er durch die verantwortlichen Minister nicht eindringlich genug auf den durch seinen Entschluß begangenen Fehler der versäumten Gelegenheit aufmerksam gemacht worden."

Da es zu den Rechten des Kaisers gehört, über die Einberufung des Reichstages zu befinden, so ist es ja nicht ganz unmöglich, daß er dieses Recht seinen Rathgebern gegenüber gewahrt habe. Und ist es auch nicht wahrscheinlich, daß er den Rath der Männer, die im Reichstage die späte Einberufung des Reichstags zu vertreten haben werden, zurückgewiesen haben sollte, so kümmern sich bekanntlich solche Kreise, die in der Erregung von Mißstimmung gegen die höchste Stelle im Reiche eine Lieblingsaufgabe erblicken, um die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines ihren Zwecken dienenden Gerüchtes blutwenig. Soll weiterer Legendenbildung und ihren Folgen vorgebeugt werden, so wird endlich eine Entscheidung über die Einberufung des Parlaments getroffen werden müssen.

Für das Zusammenwirken zwischen der **großpolnischen** Propaganda und den führenden Blättern des **Centrums** liegt wieder ein durchschlagendes Beweisstück vor. Aus Posen läßt sich die „Germania" soeben schreiben:

„Bekanntlich hat eine Reihe junger Damen (Polinnen) in Posen, welche armen polnischen Kindern unentgeltlich Unterricht in der Muttersprache ertheilten, Strafmandate von 100 ℳ erhalten. Die jungen Mädchen legten dagegen Berufung ein, die Gerichte erklärten sich aber für incompetent in dieser Angelegenheit. Schließlich ging die Sache an das Ministerium, kam dann wieder nach Posen zurück und man hörte Monate lang nichts davon. Eine der Damen, Fräulein Janina Omankowska, sollte vor längerer Zeit gepfändet werden, die Pfändung verlief aber resultatlos. Heute theilt der „Dziennik" mit, Fräulein Omankowska sei zu dreitägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden und habe am heutigen Tage ihre Strafe angetreten."

Bekanntlich haben diese Polinnen polnischen Sprachunterricht ertheilt, obwohl ihnen die Ertheilung dieses Unterrichts, dessen Spitze sich gegen die Volksschule kehrte, vorher bei Strafe verboten worden war. Sie ertheilten den Schulunterricht an polnische Kinder, die ihnen von den Eltern zugeführt worden waren. Es mögen auch einige Kinder unbegüterter Eltern darunter gewesen sein. Im Uebrigen wird mit dem Ausdruck „arme" Kinder lediglich die nichtsnutzige Speculation auf Sentimentalität versucht, die stets wiederkehrt, sobald der Klerikalismus einfache Leute, die der gesetzlichen Bestimmungen nicht kundig sind, in den Stacheldraht ihm unbequemer gesetzlicher Bestimmungen hineingetrieben hat. Und nun zu der „Märtyrerin", Fräulein Janina Omankowska. Es ist dies dieselbe Dame, die in der am 8. September in Posen abgehaltenen polnischen Volksversammlung, die gegen die bekannte Sprachenverfügung des Cultusministers Dr. Studt demonstrirte, eine regelrechte Hetzrede hielt und dabei das berüchtigte Schlagwort ausgab, die polnischen Kinder sagten jetzt statt „Gelobt sei Jesus Christus", „Galopp Jesus Christus". Dieselbe Dame hat weiter zu der Deputation gehört, die nach der Versammlung dem Erzbischof Dr. v. Stablewski die Protestkundgebung überreichte, und ist, wie polnische Blätter weiter zu berichten wußten, sammt den übrigen Theilnehmern mit dem erzbischöflichen Segen ausgezeichnet und in der polnischen Presse gehörig gefeiert worden. Wegen Uebertretung der gesetzlichen Vorschriften bei Ertheilung von Privatunterricht war derselben Dame schon vorher eine Geldstrafe zudictirt worden, deren Geringfügigkeit daran zu ermessen ist, daß im Falle der Nichtzahlung der Strafe eine Haft von fünf Tagen in Aussicht gestellt wurde. Der großpolnischen Agitation wäre es eine Kleinigkeit gewesen, dafür aufzukommen; denn erst vor wenigen Tagen sind einem der führenden Posener Polenblätter von einem unbekannten Geber 1000 ℳ zur Verfügung gestellt worden, um polnische Schulstibeln dafür zu vertheilen. Fräulein Janina aber zog es vor, sämmtliche Stationen des Märtyrerthums durchzumachen, und so ließ sie sich zunächst, natürlich resultatlos, pfänden und dann einsperren, worauf prompt die polnische Hetzpresse aufforderte, „die Märtyrerin dadurch zu ehren, daß man die polnische Fibel massenhaft aufkaufe und die Kinder zum Polnischlernen mit demselben Eifer anspornе, mit dem Fräulein Omankowska die polnischen Kinder unterrichtet habe". Wir wollen nicht bestreiten, daß auf diese Weise die genannte Dame auf dem besten Wege ist, bei den untersten Schichten der polnischen Bevölkerung als eine halbe „Jungfrau von Orleans" zu werden, aber bei den bevorstehenden Polendebatten im preußischen Abgeordnetenhause wird darauf hingewiesen werden müssen, welchen Antheil die Presse des Centrums an solchen Märtyrerkomödien hat.

Ueber den **Genossen Millerand als kommenden Mann** schreibt man der „Täglichen Rundschau" vom 10. October aus Paris: Sollte Herr Millerand einmal, wie er und seine Freunde wohl hoffen, Präsident der socialen Republik werden, die heraufzuführen er angeblich die allergrößten Anstrengungen macht, so dürfte er in Bezug auf äußere Ehrungen schon etwas verwöhnt sein. Denn was ihm vorgestern und gestern auf seiner Reise in das französische „schwarze Land", das im geographischen Handbuch den Namen de Calais führt, zu Theil wurde, das war der Empfang eines Staatschefs und nicht mehr eines gewöhnlichen Mitarbeiters des Cabinets. Es heißt auch, daß man im Elsaß diese etwas übertriebenen Ehrungen nicht ganz angenehm empfunden habe. Man glaubt, daß der Minister auf eine zu breite und glänzende Plattform gestellt worden sei. Die Nordbahn hatte ihm für die Inspectionsreise in dem Kohlenland einen Sonderzug zurecht gemacht, der „Figaro" entsandte zusammen mit dem Minister seinen berühmten Barden, den Sänger der officiellen Staatsfeste, Herrn Charles Chincholle, der sonst nur für den Präsidenten der Republik selbst in Anspruch genommen wird; Herr Chincholle sandte seinem Blatte spaltenlange, begeisterte Depeschen über den Triumph Millerand's und wies mehrmals darauf hin, daß ein ähnlich begeisterter Empfang der ganzen Bevölkerung seit den Tagen des unglücklichen Carnot nicht mehr dagewesen sei. In Arras, der Hauptstadt des Aronddissements, wo der Minister den Extrazug verließ, ward er von den Spitzen der civilen Gewalt, den Oberstcommandirenden der Garnison und dem hohen Klerus empfangen, die mit einander wetteiferten, dem „Socialisten" ihre Huldigung zu Füßen zu legen. In Lens ging es ähnlich. Wie man auch über die Reden denken mag, die der Minister bei dieser Gelegenheit hielt, so ist doch jedenfalls die große Geschicklichkeit dieses Mannes, der offenbar im Ministerium commandirt und sich ein breites Piedestal für seine Person in der Oeffentlichkeit zu schaffen versteht, nicht zu bezweifeln. Man wird sich in der Zukunft noch mit ihm zu beschäftigen haben. Denn seine Carrière beginnt erst.

---

nicht sprechen. Vielleicht hatte sie auch ein wenig Furcht, um ihrem Vater zu sagen, was sie bewegte.

„Was hast Du ihr wieder für Teufelspossen erzählt, Du altes Maschmaul", fuhr Herr Richbert nun ärgerlich und polternd die alte Mechtild an, die ihrerseits nun sehr aufgeregt wurde und in ihrer sonderlichen Art drohend mit dem Kopfe nickend sich vertheidigte:

„Ja, ich, und immer wieder nur ich! Was soll ich ihr denn erzählt haben? Gehe ich vielleicht auch bis spät in der Nacht aufs Rathhaus und laffe arme, mehrlose Frauen in der Nacht allein im Hause? Immer nur ich und nie er!"

„Das ist ein rechter Jammer mit Euch Weibervolk", fuhr Herr Richbert polternd und zornig auf die Alte blickend fort, zu gleicher Zeit aber sanft mit der Hand über Friedel's dunklen Lockenkopf fahrend, „Du weißt doch, daß Friedel leicht erregbar und sehr empfindlich ist für allerhand Eindrücke, und wenn Du ihr dann allerlei Teufelsspuk und Fabelkram erzählst, so setzt sie sich gar leicht allerlei ins Köpfchen."

Dann wieder zu Friedel gewandt, fuhr er zärtlich fort: „Sei gut Friedel, weine nicht und leg Dich zu Bett, so wird morgen Alles wieder gut. Du weißt, morgen ist's Walpertstag, morgen geht's lustig her und sind schon eine Menge Pfeifer in der Stadt, die Euch jungem Volk morgen zum Tanz aufspielen wollen. Da mußt Du mir gesund sein, Friedel. Jetzt geh'."

Schüchtern fragend sah ihm Friedel ins Gesicht. Sie hätte wohl gern gesagt, was sie auf dem Herzen hatte, aber sie traute ihrem Vater nicht das rechte Verständniß dafür zu, aber schämte sich vielleicht vor ihm, ihre innersten, ihr kaum selbst verständlichen Gefühle zu erklären.

„Fort, Alte, koch' ihr Thee", räsonnirte Herr Richbert unmuthig weiter, „so wird sich's wohl wieder geben."

Brummend, in fast komischer Weise für sich hin räsonnirend und drohend mit dem Kopfe nickend, führte die alte Mechtild Friedel davon. Herr Richbert reckte sich müde aus und griff dann nach dem Sims in die Höhe, von wo er eine Weinkanne herlangte, aus der er einen tüchtigen Trunk that. Darauf setzte er sich an das offene Fenster und sah nachdenklich in die Nacht hinaus. Es war jetzt Alles ruhig da draußen. Aber Herr Richbert horchte auch nicht, wie Friedel, nach wandernden Spielleuten und fahrenden Gesellen, sondern seine Augen lagen vielmehr prüfend auf Thor und Wall und Mauern, soweit er es augenblicklich übersehen konnte, und fragte sich, ob sie wohl auch fest genug sein mochten, um die gute Stadt Rappoltsweiler in so unruhigen und bösen Zeiten gegen alle Gefahren zu schützen.

Es that wohl noth, nach Wall und Mauern zu sehen, denn es war eine Zeit, die alle Bande sprengen, alles Hergebrachte verändern und vernichten wollte. Keiner wollte mehr Knecht und Keiner sollte mehr Herr sein, Niemand wußte mehr, was eigentlich im Lande Rechtens sei, denn das alte, gute, hergebrachte Recht der Deutschen sollte plötzlich nicht mehr gelten — man sandte von jenseits der Alpen, von Rom, studirte Leute nach ganz Deutschland, die ein neues Recht brachten. Sogar der alte Gott sollte nicht mehr so sein, wie er immer war, sondern oben im Norden von Deutschland waren Leute aufgestanden, Bilderstürmer und Wiedertäufer, die viel Unfug und Grausamkeiten verübten, sengend und brennend das Land durchzogen und einen neuen Gott predigten.

Was Wunder, wenn den Leuten von all' dem die Köpfe rappelten. Herr Richbert wußte es sehr wohl, und alle rechtlich denkenden Leute in der guten Stadt Rappoltsweiler fühlten es mit ihm, daß Welt und Menschen seiner Zeit leider Gottes nicht so waren, wie sie hätten sein sollen oder sein können. Man sehnte und seufzte nach einem neuen Heiland, nach einem Weltverbesserer oder Erlöser, aber diese Unthaten, grausig und heidenmäßig, diese Mordbrennereien, Bauernaufstände und Barbareien, von denen das Land von einem Ende zum anderen widerhallte — davon konnte man doch keine Verbesserung der Welt erwarten! Das war Ruin, Untergang, dessen man sich mit aller Macht erwehren mußte.

Der Bundschuh regte sich, nachdem er den Sundgau, Schwaben und Baden verheert, nun auch in Rappoltsweiler und Umgegend. Geheime Zusammenkünfte wurden abgehalten, ein unheimliches Bangen und Fragen ging unter den Leuten hin und her, Keiner traute mehr dem Anderen, Nachbar dem Nachbar nicht, und der Rath von Rappoltsweiler war unter dem Vortritt des regierenden Herrn der Herrschaft Rappoltstein, zu der Rappoltsweiler als Hauptort gehörte, des Herrn Ulrich von Rappoltstein, zusammengetreten, um zu berathen, was unter solchen Umständen zur Sicherheit der Stadt und zur Sicherheit von Blut und Leben und Eigenthum der Bürger zu thun sei. Man war nicht geneigt, herumstrolchendem Gesindel Haus und Hof als gute Beute zu überliefern, und Herr Richbert war einer der kräftigsten und heftigsten Redner im Rath der Stadt gewesen. Das war noch keine Stunde her, daß er an seiner Bank auf dem Rathhause gestanden und mit lautem und eindringlichem Wort seinen Mitbürgern und seinem angeerbten Herrn Treue untereinander und Einigkeit gepredigt. Noch jetzt zitterte die Erregung davon in ihm nach. Was waren aber alle Worte und Reden gegen den neuen aufrührerischen Geist der Freiheit und Unabhängigkeit, der wie ein Rausch die Leute erregte? Es mochten darunter viele Leute sein, denen es ehrlich darum zu thun war, Bedrückung, Ausbeutung und Ungerechtigkeit von sich und Anderen mit guten Waffen und im guten Streit abzuwehren. Mochte man gerechte Ansprüche befriedigen. Das war Herrn Richbert's heiligstes Gebot. Mochte man gerecht sein gegen Freund und Feind, gegen Hoch und Niedrig, damit nicht die Ungerechtigkeit der wenigen Großen im Lande den Sauerteig abgäbe, der den Umsturz aller Dinge und das große Unglück des Landes entwickle.

Herr Ulrich von Rappoltstein war nicht der Schlechtesten Einer in jener Zeit. Er hatte schon vor mehreren Jahren, eben in Folge der unruhigen und unsicheren Zeiten, aus eigenen Mitteln eine Stadtmiliz zum Schutze der Stadt Rappoltsweiler eingeführt. Das hatte sich bisher auch ganz gut bewähret. Die Miliz bestand aus Rappoltsteinschen Söldnern, die aber meist in Rappoltsweiler geboren waren. Jetzt aber stand die Sache so, daß Herr Richbert sich fragte, ob es nicht hohe Zeit sei, eine neue Stadtmiliz zu schaffen, die auf die alte aufpasse. Die alte Miliz mit dem Junker von Hohnad an der Spitze, war ein faules, verkommenes Pack, auf das kein Verlaß in Zeiten wirklicher Gefahr war, wenngleich es aus dem Säckel des Herrn Ulrich bezahlt wurde. Es sah fast aus, als ob die Söldner das Geld nähmen wie eine Gebühr dafür, daß sie Ruhe hielten, nicht daß sie für Ruhe sorgen sollten.

Dazu kam noch ein anderer Umstand, der just in dieser Zeit die Leute von Rappoltsweiler in Aufregung brachte und Herrn Richbert zu denken gab. Im Chorgang der St. Gregori-Kirche, wo sich das Erbbegräbniß Derer von Rappoltstein befand, stand nämlich seit undenklichen Zeiten ein steinerner Sarkophag, aber nicht, wie das in Begräbnißstätten gewöhnlich ist, wagerecht, sondern aufrecht, so daß der darin Begrabene auch noch in seinem Tode auf den Füßen stand. Von diesem Sarkophag erzählte die Sage, daß er die sterblichen Ueberreste des Ahnherrn der Rappoltsteiner, oder doch des Begründers der Herrschaft Rapoltstein, Namens Ratbert oder Ratpold enthalte, der in seiner Todesstunde die Prophezeiung gemacht habe, daß die Herrschaft Rappoltstein so lange blühen und gedeihen werde, so lange er aufrecht stehe. Nun behaupteten die Leute von Rappoltsweiler, und besonders Diejenigen, die mit dem jetzigen Zustand der Dinge unzufrieden waren, der Sarkophag sei in der Nacht umgefallen, dann aber heimlich, ohne daß es Jemand erfahren habe, wieder von Neuem aufgerichtet worden, um das bevorstehende Ende der Herrschaft Rappoltstein nicht rachbar werden zu lassen.

Herr Richbert war ein kluger, vielgereister Mann. Er hatte als Handwerksmann in seiner Jugend ein gut Theil von Ober- und Niederdeutschland, Welschland und die freien Eidgenossenschaften durchwandert und wußte wohl, was von solchen Sagen und Aberglauben zu halten war. Kein Mensch konnte wissen, ob die Sage Recht behielt oder nicht, am allerwenigsten aber Diejenigen, die jetzt am lautesten schrieen vom bevorstehenden Ende der Rappoltsteiner Herrschaft. Er sah in ihren Machenschaften und Zettelungen nur den Wunsch Derer, die mit der bestehenden Ordnung nicht zufrieden, sie beseitigen und dabei im Trüben fischen wollten.

Nichts lag dem einfachen und ehrlichen Rechtsgefühl Meister Richbert's ferner, als den bedrückten und von den Gewalthabern bis aufs Blut ausgesaugten Bauern sein Mitgefühl und seine werkthätige Hilfe zur Verbesserung ihrer Lage vorzuenthalten, aber den Volksaufwiegern das Wort zu reden. Im Gegentheil erachtete er es für eine der vornehmsten Pflichten der Herren und Großen im Reiche, für das „Wohl" des Volkes zu sorgen, und diese Pflicht war verletzt. Das Wohl des Volkes hatte sich in grauenhaftes Elend verwandelt. Dummheit, Aberglaube und Armuth des Volkes war die Saat, aus der Gewaltthätigkeit und Barbarei, Aufstand gegen die eigenen Herren, Uneinigkeit, der alte Jammer der Deutschen, aufschoß und das Reich dem fremden Eindringling in die Hände spielte. Mochte also Der zu Grunde gehen, der seine Pflicht am Volke verletzte. In dieser Beziehung war Herr Richbert zugleich der ordnungsliebende und der revolutionärste Mann seiner Zeit. Aber er wollte nichts mit Wegelagerern, mit Mordbrennern und Gaunerbanden zu thun haben.

Was aber konnte er, der einzelne Mann, wenngleich er die Bewegung seiner Zeit sah und begriff, thun? Seufzend stand er wieder auf und ging nach dem anstoßenden Gemach, wo sein Kind auf dem Ruhebett lag und schlief. Das war seine Welt; was ging ihm das Reich an?

Lange leuchtete er mit der Lampe in die frischen, zarten und doch so energischen Gesichtszüge Walfriedens. Er sah zum ersten Mal, daß sein Kind zu einer Jungfrau erblüht war, und besann sich darauf, daß sie nun bald achtzehn Jahre alt sein würde. Herr Richbert war davon überrascht, und es wurde ihm sonderbar wohlig und sorglich ums Herz, als er sich sagen mußte, daß wohl nun auch die Zeit kam, wo er für einen würdigen Eidam sorgen mußte. Als sorgsamer Mann und guter Hausvater hatte Richbert eine hübsche Anzahl Goldgulden in der Truhe, Haus und Heim waren wohl im Stande, er hatte also auch das Recht und die Pflicht, für Friedel einen Eidam zu verlangen, der sich sehen lassen konnte.

Plötzlich wurde sein Gedankengang unterbrochen und mit angehaltenem Athem lauschte er auf einige verworrene Worte oder Töne, die Walfrieda im Schlaf sprach oder sang.

Was war das? Leise, eintönig, unbewußt wie die nachzitternden Regungen der Seele im erschlafften Körper, kam es von Friedel's Lippen:

„Fremd zieh' ich meine Straßen,
Verlassen — — verlassen — — verlassen!"

„Hm, hm!" machte Herr Richbert verdutzt. „Das Kind eine Frau!" Der Gedanke schien ihm noch nicht recht einleuchtend zu sein, und beschäftigte ihn noch lange Zeit, als er ebenfalls schon auf seinem Ruhelager ausgestreckt lag. Endlich schlief auch er ein.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.